

Sachsen-Zeitung
Landeszeitung für die Provinz Sachsen
1703 für Anhalt und Thüringen 1928

Bezugspreis: monatlich 3 G. bei 2maliger Zahlung 2.50 G. ...
Geschäftsstelle Halle-Saale: Leipziger Straße 61/62a. — Fernruf Zentrale 27 801.

Halle-Saale

Anzeigenpreis: Die 10erpatrone 26 mm breite ...
Geschäftsstelle Berlin: Bernburger Str. 30 ...

Montag, 7. Mai 1928

Sie mögen nicht die bittere Wahrheit hören
Die ganze Trostlosigkeit des Locarno-Wahns
Für Männer der Wahrheit

Mit unglaublicher Gewissenlosigkeit sind dem deutschen Volke die „Sagnungen“ von Locarno vorgegaukelt worden — Denkt am 20. Mai an den Trümmerhaufen all der eiteln Hoffnungen unserer Väter

Berlin, 7. Mai.

Jedemal, wenn ein national gesinnter Politiker auf die unabweisliche Tatsache hinweist, daß Frankreich den mit uns in Locarno abgeschlossenen Vertrag bisher nicht erfüllt hat, und daß damit die Voraussetzungen, unter denen Deutschland in den Völkern...

der aus mehr als einem Grunde Gegner des Vertrags und der Franzosen war. ...

Geht nun auf der Hand, daß die Franzosen, weil sie die Schwäche der deutschen Väter und namentlich die Mächtigkeitszeit Stresemanns namentlich seit Jahren kennen, sich mit der Erfüllung hinsichtlich ihrer Verpflichtungen nicht beeilen werden.

Der von Stresemann regelmäßig falsch verstandene Bismarck hatte, um seine Chancen bei einem schwierigen Außenpolitik zu verbessern, sich hinter den Kulissen eine feste Guerillafront gegen das freie Volk gestellt.

Eine Sekrede Poincarés in Straßburg
Unverhältnißliche und scharfe Strafe.

Paris, 7. Mai.

Poincaré eröffnete Sonnabend in Straßburg die Jahresversammlung der „Fédération des Français“. Er hat anlässlich der ersten Gelegenheit benutzen wollen, um alle die Deutschen, die ihn nach den französischen Wahlen als Friedensfreund feierten, der energisch für die deutsch-französische Verständigung arbeitet, eines Besessenen zu belehren.

In einer unbedeutlichen und ungenügend scharfen Rede stellte er die deutsche und französische Politik in Hinsicht aufeinander gegenüber und zog hierbei einen Vergleich zwischen dem Einfluß, den die Universität auf die Studierenden und die Bevölkerung vor dem Kriege ausübte, und jetzt, nachdem Eliaß-Löschungen wieder zu Frankreich gehört.

Cuppen—Malmedy fordert Abstimmung
(Teleg. apbische Meldung.)

Brüssel, 7. Mai.

Wie einmütlich hatte die Cuppen- und Malmedyer Presse zu Orléans an den Senatsrat, dem einzigen Zentralgremium dieser Gegend, einen besonderen Druck gesetzt, in dem der deutsche Charakter dieser preußischen Kreise erneut festgelegt

Von einer führenden Persönlichkeit des national-politischen Lebens wird uns geschrieben: Wenn ich die lange Liste der Kandidaten für die deutschen Parlamente betrachte, wenn ich die Anpreisungen der Leiter so zahlreicher Parteien lese, also vor die Wahl in des Wortes eigentlicher Bedeutung gestellt werde, was ist die Frage? ...

Am 2. Juli 1919 schrieb der „Vorwärts“ im Kampfe gegen seine „unabhängigen“ Brüder: „Es gehört kein Mut, sondern nur ein großes Maul, kein Verstand, sondern nur ein weites Gewissen dazu, die Arbeiterschaft zu betören und ins Unglück zu stürzen.“

Eigene einsehen, denn wir Deutsche haben ja nicht nur unsere Pflichten gegenüber der Nation, sondern auch in Hinblick auf das Wohlergehen unserer Patrioten. Dem Deutschen wird vielleicht schnell klar, daß es doch Parteien gibt, aus denen die Wohlfahrt des Vaterlandes fördert, als auch den eigenen Interessen dienlich sind.

Der Karlsburger Kongreß verlangt den Rücktritt Bratianus

Bukarest, 7. Mai.

Die bisherigen Meldungen aus Karlsburg lassen erkennen, daß die Kundgebung der rumänischen Regierung zu Karlsburg als Erwartung in übertraffen hat. Karlsburg ist von einer ungeheuren Menge überfüllt. Man spricht von 300 000 Menschen, die dort zusammengedrängt sein sollen.

Höher geht es nimmer!

IV. Reichstreffen des Roten Frontkämpferbundes in Berlin — Was die Kommunistische Fraktion der Stadtverordnetenversammlung dem Magistrat zu unterbreiten wagt

(Von unserer Berliner Schriftleitung)
ka. Berlin, 7. Mai.

Zu Pfingsten findet, wie bereits kurz gemeldet, das 4. Reichstreffen des Roten Frontkämpferbundes in Berlin statt. Dazu hat die kommunistische Fraktion der Stadtverordnetenversammlung an den Magistrat folgenden Antrag gestellt:

Der Ausschuss für Verfassungs- und Verwaltungsreform



tagte bekanntlich am 4. Mai im Reichstagspalais zu Berlin. — Im Bilde: Reichsinnenminister v. Kaule (links) mit dem bayerischen Ministerpräsidenten Heß während einer Pause der Verhandlungen im Garten des Reichstagspalais.

geeignete Veranlassungsräume, Unterrichtsplätze für Kantons- und höherer durch Umverteilung an die betreffenden Aufsichts- und Direktoren legen. Reichsminister istinstens zur Verfügung zu stellen. Weiter wird der Magistrat ersucht, bei dem Volkstribunal dahin zu wirken, daß die Verleserregelung in den Pfingsttagen im weitesten Maße auf den Rot-Front-Aufmarsch Rücksicht nimmt, jede Alarmbereitschaft der Schutzpolizei in den Tagen des Roten Reichstreffens unterbleibe, da die Sympathie der werktätigen Bevölkerung des roten Berlins für den Roten Frontkämpferbund einen vollständigen „Schuß“ unnötig macht. In Anerkennung der Ziele des Roten Frontkämpferbundes wird die Organisation durch Durchführung des 4. Reichstreffens als höchst wichtigen Mittel der Betrug von 50.000 Mark bewilligt. Die städtischen Gebäude fliegen anläßlich des Reichstreffens rot. Kommentator gänzlich überflüssig!

Die erledigte Juristen-Konferenz

Nachdem Amerika auf die wenn auch recht verächtlichen Sonderungen Englands in Hinblick auf die Einberufung einer Juristenkonferenz zur Beratung des amerikanischen Entwurfs eines Gesetzes mit einem ungeliebten Mein geantwortet hat, sind nach den verschiedenen widersprechenden Londoner Meldungen die Kreise der englischen Diplomatie in eine gewisse Verlegenheit geraten. Unirapnlich ist der Gedanke der Einberufung einer Juristen-Konferenz, wie sie auch vor Luciano z. B. stattfand,

von Frankreich ausgegangen. Der diplomatische Korrespondent des „Daily Telegraph“, der als gemäßigter zu gelten hat, hält nach wie vor daran fest, daß England auf der Juristen-Konferenz bestesse. In Verbindung damit heißt es nun, Chamberlain hätte die Stellung Briand als Grund des französischen Widerstandes gegen die Konferenz und wolle ihm infolgedessen durch Unterbreitung der Konferenzidee zu Hilfe kommen. Wie dem jedoch auch sei, mit der Juristen-Konferenz ist es vorbei, denn auch der als gut informiert geltende Korrespondent der „Times“ in Washington erklärt, es müsse frei herausgesagt werden, daß die Vereinigten Staaten einen solchen Plan den größten Widerstand entgegenzusetzen würden. Um aber jetzt zu geminnen, wird jetzt die Sache von England so hingestellt, daß man in London zu verstehen gibt, man dürfe über die künftige deutsche Antwort und deren Inhalt nicht im mindesten erlautet sein, könne aber ebenso wenig erwarten, daß England und seine Dominien ohne die notwendige Heberlegung handeln. So glaubt man den richtigen „Dreh“ und die erprobte Kampfszene gefunden zu haben.

Die „Italia“ in Spitzbergen gelandet

Kopenhagen, 7. Mai.
Wie aus Ringöden gemeldet wird, ist dort gestern mittag um 1 Uhr die „Italia“ glatt gelandet.

Minister von Keudell

spricht am Mittwoch, dem 9. Mai, 8.30 Uhr abends im großen Saale des Stadtschützenhauses.

Deutschnationale

erscheint in Massen!

Deutschnationale Volkspartei

Volkverein Halle-Saalkreis.

nun die Staatsmänner so rar — uns doch mit dem realistischen deutschen Politiker inniger befaßen, wie das alte deutsche Art ist. Nur der Große kann sich die Unnahbarkeit leisten, wenn es einem staatspolitischen Ziele dient. Der Durchschnitt der Politiker schneidet am besten ab, wenn er nicht mehr vertritt, als er zu halten vermag. Das Vertrauen des Volkes bleibt dann bei ihm und die Parteien des lauterer Willens wachsen an Einfluß durch den im parlamentarischen Leben der Gegenwart so entscheidenden Sieg der Zahl. Man kann die Staatsmänner nicht hervorzuheben, wenn die Konjunktur so ungünstig, doch die richtigen Männer an die richtige parlamentarische Stelle zu bringen, das ist dem deutschen Volk in der Wahlzeit gegeben. Die Devise läßt sich immer: suchen und überlegen, überlegen und suchen. Nicht als Gleichgültiger oder Betrüger von der Wahl fernzuhalten, nicht der Torheit oder der Verbitterung nachsehen, die da sagen: „Es nützt doch alles nichts!“ Es liegt ja in der Hand des überlegenden Deutschen, mitzugeben, daß Männer ins Parlament kommen, die nicht regieren und nicht zur allgemeinen Erfüllungspolitik im Reiche predigen: „Wir müssen sie mitmachen, denn es bleibt uns gar nichts anderes übrig!“ Denn — ganz unter uns — wenn unsere Reichstags- und Landtagsabgeordneten die Hände ins Korn werfen, dann bleibt ja auch dem deutschen Volke kein noch ein anderer Ausweg aus dem dümmen Verpföndung.

Wir vom Lande verstehen das alles nicht, wir haben in harter Arbeit dem Boden unsere Ernährung und die des ganzen deutschen Volkes abzurufen, wir lieben unsere Scholle darum als unser eigen, unsere Heimat. Und lieben das große deutsche Vaterland gerade in Wotzeiten, weil wir am eigenen Körper die Not der Scholle erfüllen, wie auch die Verständnislosigkeit vieler Parteien für die Sorgen der Landwirtschaft. Ich will niemanden anfragen, aber für die Wahl muß ich warnen: „Nicht heute erfüllen und morgen in Wahlkampf gerade dieselbe Erfüllung predigen, um vielleicht noch der Wahl aus dem Konjunkturbilde der staatspolitischen wieder zu erfüllen. Ich kann da nicht mit hin vom allem Schlags und lude die Männer der Wahrheit in der Politik. Suche den echten Christen, dessen Glaubenssinn noch immer das „Ja, ja“ und „Nein, nein“ der Schrift ist. Wir im weiten nationalen Lager müßten wissen, was wir wollen und aussprechen, was recht ist, klar und deutlich, damit man verstanden und nachher zur Verantwortung gezogen wird, wenn die Parteienwege allzu weit entfernt von den Versprechungen verlaufen. Es hat da keinen Zweck, sich Wankelreden anzuhängen, die man abwirft, wenn die praktische Arbeit in den Parlamenten heranrückt. Die Wahl selbst ist doch nicht die Hauptfrage, sondern die Nachbereitung, wenn, was in der Wahl durch das Vertrauen der Wähler gewollt wird; Nachbereitung durch Sach- und Tatpolitik im Sinne der dem Volke vorgelegten Programme. Natürlich bin ich mir des Unfalls bewußt, daß eine Partei im Vaterlande für sich nichts erreichen kann, sondern es des Zusammengehens mit den Nachbarn bedarf, um Ziele zu erreichen. Ich bin nicht gegen Koalitionen und jede Partei muß, um zu wirken, nicht freiben zur antiken Mitarbeit in Staat und Reich. Aber — wohlgeachtet! — um zu wirken, um Ziele zu erreichen, nicht: um mit dabei zu sein! Eine Koalition hat keinen Sinn, wenn sie gleichbedeutend ist mit der Kapitulation einer Partei vor den Wünschen der anderen. Koalition darf nicht sein die Aufgabe des eigenen Willens, sondern muß gerade umgekehrt wirken, nämlich als Einfluß. Jammern über die nationalen Koalitionen und das Scheitern der Parteien ist nutzlos, auch im Wahlkampf die Arbeit unserer Ziele und Wege nicht zu verwechseln und die entscheidende Probe und Geiße nicht an die Stelle der mangelnden Tatberichte zu setzen. Es geht doch nun einmal nicht anders. Entweder Erfüllungspolitik oder nicht, Schwarz-Weiß-Rot oder Schwarz-Rot-Gold, Monarchie oder Republik, Treue zu Kaiser und Fürsten oder Säugetier. Jeder muß schließlich wissen, wofür er will. Beides zusammen geht allerdings schlecht und Wankelreden können die Wahrheit auf die Dauer doch nicht verbergen.

Seuilleton

Halle, 7. Mai.

Dürer und Grünewald

Die Universität Halle feiert ihr Gedächtnis.

Albrecht Dürer und Matthias Grünewald, zwei Namen, deren Ruhm vor 400 Jahren über den fünfzehnten Deutschland der Renaissance hell erstrahlte, jener Zeit neuen Lebens, die in der Reformationszeit glänzen sollte. Neben der Kunst Dürers leuchtet auch sein Werkentwurf noch bis in unsere Tage, während Grünewalds mächtigste Werk, kaum wieder gewürdigt in seiner ganzen Größe, erst jüngst uns vorleben ging an das Frankfurter Verfallener Verträge, und wir zum wenigsten Grünewald nur wenig wissen. Würde des Bamberger Meisters Zehntausendmalig Anlaß zu Gedankensreisen über das ganze Reich hin, wurde ein wahrer Dürerfuss getrieben, oberflächlich, wenn ein einmal die formidablen Zeichnungen im neuen Deutschland zu sein pflegen, so können wir nur Bewunderung auslassen darüber, wie Meister Grünewald emble, wo ihm das Genie befreit wurde. Für Doppelbilder ist kein leichtes Spiel, auch man doch heute des Schwere des Fraßmeisters Altan letzte Aufschüßte in unserem Halle, der Redens seines Wagens, des Erzbißhofs Albrecht von Brandenburg. Glaubt man doch, daß der große Maler, mit der Unvergleichlichkeit eines Donatello begabt, für die alte Söldnerarbeit ein großartiges Malerwerkzeug aufstellte, eine Doppelrolle, höchst feinfühlig zum mindesten für jene, die diese Dinge heute befehlen sind.

Albrecht Dürer und Matthias Grünewald, beiden gemeinsam, hatte am Sonnabend die Universität Halle-Wittenberg eine hübsche Gedächtnisfeier, und mit dem bewährlichen Laß des Kunsthistorikers Prof. Dr. Br. an beiden Werk gerecht zu werden, ihr Schaffen innerlich und den Rahmen ihrer Zeit. So man leidet aus dem Deute heraus dem unserer Zeitgemäßen gemessen Expressionismus Grünewald dem Vorgang eben konnte vor dem uns fernem Liegenden Maler Dürer, fand Franz von Sickingens Standpunkt aus das, was heute in gleiche Höhe stellt, ihr Nutzen in der Zeitgeist und der nachwirkenden Wachen in die Renaissance, beiden gleiche Genialität in der Wiedergabe dessen, was sie an untereinander oft gänzlich Gegenständlich demote.

Albrecht Dürer und Matthias Grünewald, leider: Wer ließ der Bestreber in Wittenberg unter feinsinnigen Erläuterungen an uns vorüberziehen, Dürers minutiöse Arbeiten

auf Holz, Kupferplatte und Leinwand, die in so überreichen Maße uns überflutet sind, und das wenige, was wir von Grünewalds Malereien besitzen, diese von genialer Hand hingeworfenen Gesellen von überirdischer Verkörperung. Durch das Werden der beiden Großen wurden wir geführt, und haben, von Stufe zu Stufe ihre künstlerische Entwicklung verfolgend, in den Christusbüßen der Kreuzigungen ihrer großen Zeit das Charakteristische Beide wiederzuerkennen: wo Grünewald furchtbares Leben über die physische Materie triumphieren. Zwei Seiten der deutschen Seele verkörpern die beiden Meister, und so wird ihr Werk zur gegenseitigen Ergänzung. Als letztes Motiv wählte Dürer einen reichhaltigen Streiter, Grünewald die Großglocke, so leben beide bis zum Reiten in einer Darstellungswelt, so leben sie sich bis zum Tode, trotz aller Gegensätzlichkeit in Form und Inhalt ihrer Kunst.

Goethe und Schiller! Wer von ihnen der Größere sei, diese Frage hat Goethe selbst nicht beantwortet: Deutschland sollte sich freuen, zu je solche „Sterie“ zu besitzen. L. N.

Die Welt des Films

Ernst Lubitsch und Emil Jannings arbeiten augenblicklich an einem neuen Großfilm. „Zum ersten Mal seit fünf Jahren sind die beiden bedeutendsten Künstler — der eine als Schauspieler, der andere als Regisseur — wieder einmal zu gemeinsamer Arbeit vereint, um einen der größten Jannings-Filme zu schaffen. Sobald der Film beendet ist, was wahrscheinlich noch den ganzen Sommer über dauern wird, beschäftigen sie gemeinsam eine Reihe nach Deutschland zu unternehmen.

„Cooping the Loop“ („Die Todesfalle“), ist der Titel des neuesten Großfilms der Ufa. Die Aufnahmen sind bereits beendet, der Regisseur Erich M. Hoffa ist zurzeit damit beschäftigt, den Film zu schneiden. In dem Film wirken außer Werner Krauß und Jenny Jugo noch Warwick Ward und Gina Manes mit. Der Film wird aller Wahrscheinlichkeit nach im Herbst in einem der großen Berliner Lustspieltheater seine Uraufführung erleben.

Das neueste Filmmannskript: der Welt ist „Abies Strich Hofe“ ein Lustspiel, das allein in New York 2377 autenombelnde Aufführungen erlebt hat, und das von 20 Bundesstaaten in allen Städten der Vereinigten Staaten aufgeführt worden ist. Es wird jetzt von der Paramount verfilmt. Allein die Filmrechte für dieses Sujet haben den holländischen Betrag von 1.000.000 Dollar gekostet. Der Film ist so weit abgeheben, daß er voranschicklich im kommenden Herbst in Deutschland gezeigt werden kann.

Aus der Bühnenwelt

Intendantenwechsel im Reich. Zum Intendanten des Göttinger Stadttheaters ist unter fünf Bewerbungen Walter Schulz aus Frankfurt (Oder) gewählt worden. Schulz wurde 1884 als Sohn eines Kadetrats in Bonn geboren und ist besonders stark künstlerisch hervorgerufen bei den Düsseldorf-Gesellschaftsspielen. Er war zuletzt Intendant in Frankfurt (Oder). Die Koblenzer Stadtverordnetenversammlung wählte unter etwa 80 Bewerbern, unter denen drei zur engsten Wahl gelist waren, neben dem gegenwärtigen Leiter des Reichlichen Städtebundtheaters in Regu, Hans Joff, zum Intendanten des dortigen Stadttheaters, an Stelle des nach Erfurt berufenen Intendanten Derkert Marck. Joff leitet das Reichsische Städtebundtheater seit einigen Jahren mit höchstem künstlerischen Erfolg.

Ein neuer Dramenpreis. Am ersten Heft der im Verlag Wobeler in Essen erscheinenden Vierteljahrschrift „Das deutsche Theater“ kündigen die Herausgeber in Gemeinschaft mit dem Reichs Theaterverbande, daß in einem Dramenpreis von 1500 Mark für das beste unaufragliche deutsche Drama des Jahres an. Das preisgebende Werk soll in Rodum vornehmlich im Zusammenhang mit der Woche der Reibenden zur Uraufführung gelangen. In der Spitze der Preisrichterjurie steht der Dichter Wilhelm Schreyvithausen.

Reinhardtspiele auf der Berta Westfalen. Zahlreiche Vereine der Jugendbewegung beschäftigen die Aufführung von Schobels „Nibelungen“ auf der in einer gewaltigen Festschlichte bei der Berta hergeleiteten Preisfeier. Von der „Ufa“ der Welttheater des Nibelungenfilms, sind die fünfzigsten für diesen Film angefertigten Originalaufnahmen bereitgestellt. Der genaue Zeitpunkt der Aufführung ist noch nicht festgelegt. Bemerkenswert ist, daß anstatt des bisherigen Theaterfalls die dramatische Darstellungsvorstellung verdrängt werden soll, gefügt aus Musik und Tanz, rhytmischer Bewegung und farbiger Bühnenwirkung, Schauspiel und Chor.

Festlicherveranstaltungen in Nürnberg. Am Samstagabend, 17. Mai, findet in Nürnberg zum ersten Male die Aufführung des zur Feier des Dürerjahres einstudierten Nibelungen und des Schönbachlaufs statt. Eine weitere Aufführung ist am Sonntag, 18. Mai (Pfingstsonntag), nachmittags 6 Uhr, in Aussicht genommen und für die Folge immer am ersten Sonntag jeden Monats zu gleichen Stunden. Die Festspiele in der Wehringergasse (künstlerische Leitung W. Burgard), die Werke von Hans Sachs und anderen altheimischen Dichtern (Vortrag Waldis, Rossmitha von Ganderstein und Jakob Bauer) bringen werden, beginnen Mitte Mai. Als Spielplan sind die Sonntagabend- und Sonntagabend in Aussicht genommen. Spielzeit bis Mitte September.

Unterhaltungs-Beilage

Excelsior

Roman

von Georg Freiherrn von Ompteda

12

Doch das Seil hing regungslos herab. Da kam die erlösende Antwort: des Thomas Holker fröhlicher, oberbairischer Jodler. Im gleichen Augenblick hatte Ernst den Gipfelrand erreicht. Ein steiles Gratstück noch — er stand oben. Den Ellenbogen auf das vorgelegte Knie gestemmt, atmete er lange, atmete er tief. Dann verpreizte er sich zwischen den Klöden. Sein dröhnender Paß klang hinaus in die Einsamkeit der stummen Felsen:

„Los!“

Er zog das Seil an. Langsam. Manchmal regte sich eine Weile nichts, und lächelnd dachte der blonde Hüne: „Ja, ja, er muß erst Atem schöpfen!“ Endlich griff eine gepenstliche Hand über den Abturz, ein Kopf tauchte aus dem Leeren, ein Körper — ein tiefatmender Mensch richtete sich behutsam auf.

Von der höheren Kante stürmten sie auf das erstaunlich geräumige Geröllfeld des Gipfels, und dort, wo Niesenblöde lagen, den Trümmern eines vom Wetter der Jahrtausende zerstörten Tempels ähnlich, setzten sie sich, Hand in Hand ihre Freundschaft besiegelnd. Als wollten sie vereint bleiben, lösten sie auch nicht die Seile, die mit ihren Windungen Geröll und Quadern überdeckten. Aber der furchtbare Weg klang noch in beider Nerven nach: sie hatten kein Auge für die Nachbarberge, die, mit brennend roten Brunkgewändern angetan, im grauen Alltagskleide der Kalkschroffen, oder in weißen Mänteln von Schnee, rings die Guglia überragten. Wie einst in jener eisigen Märznacht am Tribulaun die Gemeinsamkeit der Gefahr Gelinets bitteres Herz geöffnet, flossen hier oben im Rict der Sonne Ernst Sturms, des Bergsteigers, und Thomas Holkers, des Malers, Gedanken zusammen. Damas mochte sich der Jüngere kaum an das Du gewöhnen, hier ging es ihm von selbst vom Mund und ward angenommen als Notwendigkeit.

Sie gaben sich das Wort, nur einem zu dienen auf dieser jähen Erde: den Bergen. Thomas sprach von ihrem Farbenpiel, von Bergeschatten und Bergeslicht.

Ernst aber sagte:

„Weißt du, wie ich mir mein Leben denke? Ich werfe das trockne Recht beiseite. Ich will Erdkunde hören, Erdgeschichte, Geisteslehre und Naturwissenschaften. Der echte Bergsteiger soll Wetterwart sein, muß Pflanzen- wie Tierwelt kennen, vor allem jedoch den Menschen. Nicht als Arzt allein: Bräuche und Trachten, Sitten und Sagen, die Mundarten der Alpengebiete zu erforschen, ist das nicht gegeben, wenn man als Bergsteiger das ferne Tal besucht und die einsamste Gütte? Treffen nicht in den Alpen Sprachen zusammen wie nirgends sonst? Deutsch als Hauptklang; hier in den Dolomiten Italienisch; in den Karnischen Alpen Slawisch; in Savoyen, dem Dauphiné, der Mauri ane, Tarantaise Französisch. Drüben in Jassa, Enneberg, Gröden, im Engadin die Ladinier. Sind jene Rätomanen nicht ein geheimnisvolles Urvolk, dessen Anfänge wir kaum ahnen? Geschichte sollte man hinzufügen zu all dem Wissensdrang, die Reste der Goten, die Longobarden zu verfolgen und all die Stämme, die, über die Alpen brausend, Blut an den Felsen und ihr Fleisch und Blut noch heute in den Tälern gelassen haben.“

Thomas lächelte. Dazu reichte ein armes Menschenleben wohl nicht aus, aber nachdem Ernst die erste zu umfassende Begeisterung eingebümmert, schmiebeten sie neue Pläne. Da tauchte nach langer Verfunkenheit das Matterhorn wieder auf. Thomas meinte, es sei an fachlicher Schwierigkeit mit der Guglia di Brenta wohl nicht zu vergleichen. Doch Ernst erinnerte an den Höhenunterschied. Was hier, aber unter südlicher Sonne, innerhalb der zweitausend Meter gelegen, in kurzen Stunden zu erklettern war, stand dort in den viertausend bei oft vereisten Felsen, und war nur in zwei Tagen zu bewältigen.

„Und wen auf dem Matterhorn — vor allem der italienischen Seite — etwa ein Schneesturm überfällt, der kommt, heißt es, kaum wieder herunter.“

Thomas riß die dunklen Augen auf:

„Dann müssen wir hin.“

Er warf den Rucksack ab, den er, der Leichter zu zweit gehende, getragen. Sie tranken aus der Flasche und hinterlegten

ihre Karten. Dann traten sie an den Abturz und blickten aneinandergelehnt in die schauerliche Tiefe.

„Sagt auch guten Stand?“ fragte Thomas, ehe er über die Kante im Bodenlosen verschwand. Das Seil lief ab. Ernst folgte. Sie fanden sich auf schmalem, an die Wand geklebtem Sims. Wieder ging der Maler voran und abermals fragte er:

„Sagt auch Stand?“

Als sie, nach stundenlangem Mühen wieder unten, ihre Bidel nahmen, sah Ernst des Freundes Hände leise zittern, während er die ledernen Sattel seiner Nagelschuhe band:

„Fehlt dir etwas?“

Thomas hob sein — wohl vom Rücken — dunkelrotes Gesicht:

„Was soll mir fehlen?“

„Deine Hände zittern!“

„Von der Anstrengung.“

Sie stapften über das Geröll, in das sie versanken wie in Triebland. Zum Abschied blickten sie noch einmal empor, und es war, als ob die ungeheure Kadel zu fallen schiene, ihnen entgegen. Nun erst sahen sie drohendes Gewöl, das zerlegt hinpestete über den Gipfel. Im gleichen Augenblick klatschten schwere Regentropfen nieder. Der weißgebleichte Kalk des Gesteines färbte sich dunkel. Die Bergsteiger suchten in der Munde. Zugleich fast hatten sie einen Ueberhang entdeckt, dicht am Geröll. Dort lauerten sie sich nieder, während es Nacht wurde um sie. Greller Feuerschein suchte. Die beiden senten gelbend die Köpfe. Als sie aufschauten, rieselten keine Rinnale von der Paßhöhe herab, entstanden wer weiß wie, gekommen, wer weiß woher. Nun rollte der Donner. Die Wände warfen den Schall hin und her gleich fallenden Steine, steile Ninnen anschlagend, abprallend, anschlagend, niederfahrend. Es roch nach Schwefel und Söllenspfuhl. Unaufhörlich stand die Gima d'Armi in flammendem Schein. Als Ernst sich vorbeugte, fuhr ein ... in den Kopf der Guglia. Feuergarben sprühten, wie aus einem Niesenambos der Natur. Alle Gesänge brüllten in der himmlischen Schlacht. Dann ward es jählings still, nur ein verspäteter Schuß noch rollte zwischen den Felsenmauern hin. Und während der Gießbach spärlicher rinnend, bald versiegte, lachte schon droben das Haupt der Guglia aus blauem Himmel nieder. Rings dampfte das Gestein, als hielte das Bergland erschöpft und schwächgebadet inne vom tobenden Kampf. Bald blendete wieder hell der dunkle Kalk, als sei nie ein Gewittersturm über ihn niedergeprasselt.

Die Freunde blickten sich an, wie man sich wohl stumm ansieht nach erschütterndem Bühnenvorgang, wenn der Vorhang zugefallen ist. Ernst sprang auf und fuhr über das Geröll, daß hinter ihm Schutzströme rannen, Platten glitten und eine lange Fährte blieb wie im Schnee. Die Felsenköpfe sah er herausfordernd an mit seinen Blauaugen, als wollte er sagen: „Wer von euch ist nun an der Reihe?“

Da fand er einen Turm, abweisend nicht weniger denn die Guglia, nur halb so hoch. Weil er aber lächerlich unmöglich schien mit seinem wulstigen Ueberhang rundum, zwanzig Meter hoch vom Boden, weil dann geschliffene Wände folgten und der abenteuerliche Geselle gar so jungfräulich unberührt herunter sah, band Ernst das Seil um und lachte Thomas an:

„Den Kerl nehmen wir mit!“

Der Maler starrte staunend an der Felsnadel empor, dann auf den Freund, der mit gewaltigen Armen den überhängenden Felsen packte. Griffe bröckelten ab. Neue fanden sich. Da schien es nicht weiter zu gehen. Halt. Schwerer, schwerer Atem. Dann Entschluß: Thomas sah, wie der Körper sich drehte, die Finger in Ritzen sich bohrten und die Füße seitwärts hinantiefen an senkrechter Fels. Ein Aud. Rot wie morscher Fels, sah Ernst auf dem Sims und ließ die Beine haumeln. Schnell schichtete er ein paar Steine zur Daube, die Stelle wiederzufinden, dann verschwand er um die Ecke des Turmes. Als das Seil fast abgelaufen war, kehrte er zurück: drüben sei ein Ramin, der den ganzen gebrechlich dünnen Bau fast bis zum Gipfel durchreife.

Thomas band sich an, versuchte, ob der Knoten auch fest sei, und griff blindlings zu. Doch, war er müde von der Guglia oder

war sein Können dem des anderen nicht gleich, genug, er tastete ins Ungevißte und rief:

„Fest!“

„Straff spannte sich das Seil. Ehe er zum Pendeln kam, ward Thomas, mit Gewalt fast, frei hinaufgezogen, und lag auf dem Bauche oben neben seinem Freund. Sie lachten.

Dann ging es im Kamin empor, plattig, naß noch vom Gewitter. Thomas, der Steine wegen seitwärts an die Wand gedrückt, hörte nur den schweren Atem seines Freundes. Immer rutschte Ernst zurück, während sein Gefährte in der Tiefe des kalten, nassen Schlundes verankert das Seil hielt.

„I tritt dich, laß es lieber geh'n!“ sagte er weich. Doch Ernst rief:

„Vorm Siege? Oh! Setze den rechten Fuß hierher . . . nein, da . . . Nun trete ich auf dein Knie . . . Stehst du fest?“

„Ganz fest!“

Auf Thomas' Schultern, griff er um den eingeklemmten Block, der ihm soviel Not gemacht, außen herum . . . dann zuckte sein Bein durch die Luft, verschwand, das Seil lief über den Abbruch und ein Hurraegeröll klang, als sei eine Festung erobert. War auch eine stolze Feste, eine jungfräuliche dazu, der trotzig kühne Zahn mit seinem Siffel kaum so groß, daß die beiden nebeneinander stehen konnten. War auch ein Sieg. Sieg über körperliche Schwäche. Sieg über ein zages Herz. Und nun, wo sie erst die wahre Höhe des Turmes feststellten, der manch anderen unter sich ließ, rann ihnen die Freude als leidhaftige Gänsehaut über den Buckel.

„Estersteigung!“ rief jubelnd Ernst, und sie begannen einen Steinmurm zu bauen. Witzig, war doch nur karger Platz für das stolze Siegeszeichen. Dann verzeichneten sie auf ihren Karten Jahrestag und Namen. Ernst sagte feierlich:

„Ist es nicht herrlich zu wissen: auf diesem Gipfel hat vor uns noch nie ein Mensch gestanden?“

„Du mußt ihn taufen!“ meinte Thomas.

„Nein, du!“

„Ist schon, Ernst, ohne dich wär' i net hier oben!“

Ernst fühlte die Wahrheit. Da warf der junge Maler auf die Karte:

„Ich taufe diesen stolzen Turm —
Leicht ist er nicht —: Torre di Sturm.“

Damit aber in all der jungen Bergsteigerfeligkeit die Erdenschwere nicht vergessen würde, schrieb Ernst die lange Zeit hinzu — drei Stunden — die der Käsehoch gekostet hatte. Dann sagte er, wie auf einem Turmlauf droben, den Freund, der sich am Steinmann hielt, umschlingend:

„Wir denken an alles, das die Berge liebt, in ihnen klettert, in ihnen lebt. Wir bitten: Gott, der uns gnädig hinaufgeführt, schütze uns auch auf dem Wege hinab, uns und alle, die Siffel führen und Seil.“ Und weil sie zusammenhalten durch ein großes Band, rufen wir: „Unser lieber Deutscher und Oesterreichischer Alpenverein soll leben, blühen und gedeihen!“

Doch als sie aufblickten, war die Sonne untergegangen. Finster schon drohten die benachbarten Türme. Ernst holte aus dem Rucksack einen Mauerhaken, wie er solche der Guglia wegen mitgeführt, und trieb ihn in eine Ritze. Das morsche Gestein brach immer wieder aus. Endlich hatte er den Stahlstift verkeilt. Ein Seilring wurde angebracht, das Seil hindurchgezogen, dann verschwanden sie nacheinander in die graue Luft hinaus. Der winzige Gipfel lag verödet, nur das Seil zuckte, lief durch den Ring, schnellte ab.

Als die Freunde auf dem wulstigen Bande saßen, war es schon so tief dunkel, daß sie den Weiterabstieg nicht mehr wagen konnten.

„Freilager!“ sagte Ernst. Wie er es sprach, sah er den Tribulaun vor sich und den anderen Freund, der, vom Veruf gehalten, nicht mit ihnen war. Einen Gruß wollte er ihm schicken, morgen vom Tal. Jetzt aber bereiteten sie sich zur Nacht. Anzuziehen gab es freilich nichts, aber sie bauten Steinmauern gegen den Wind, nicht zum Wernigen aber, um nicht im Schlafe in die Ruckfäden gesteckt, die Stragen hochgeklappt, die Häuflinge angezogen und das Abendessen in Gestalt von zwei Stück Zuder verzehrt. Sie schmiegten sich eng aneinander, und versuchten, einen Felsblock unter dem Kopf, zu schlafen. Bald atmete Thomas tief. Ernst aber sann in die finstere Nacht hinaus. Wohl trurte der Magen, doch das Gefühl weißer Seligkeit des Erststeigers zitterte in seinem Herzen.

Im Tagesgrauen schlichen sie mit steifen Knien über das Geröll. Die liebe Sonne meinte es bald so gut, daß sie in quälendem Durst kleine Sitzapfen abraden, die an schattigen Stellen hingen. Da blendete ein silberner Spiegel heraus: der Nebensee. Ernst blieb stöhnend stehen. Heißer klang es aus seiner austrockneten Kehle:

„Gut, daß ich jetzt nicht unten bin!“

Thomas hätte gern den Weg hinter sich gehabt:

„Weshalb?“

„Ja weißt du, wenn ich unten wäre, wäre der See süß! Auslaufen würde ich den Kerl!“

Und beim Niederstiege sprach der Leichtentbehrende nur vor Wasser, Milch, Bier, Wein. Er zählte dem Freunde alle Gerichte auf, die er in Bozen vertilgen würde: Bries gebacken, Hasan mit Kraut, Forellen und Linzer Tortie, Wiener Schnitzel und Palatschinken, bis Thomas, der verzweifelt am Kern der letzten staubig grau gewordenen Badpflaume lutschte, die er in einem vergeblichen Rückswinkel gefunden, die Ohren sich zuhielt. Darüber vergaßen sie, nach der Brenta sich umzublicken, und als sie ihr den Abschiedsgruß zuwinken wollten, war sie verschwunden wie ein Traum.

In Bozen auf dem Walterplatz vorm Greif saßen da zwei junge Bergsteiger und aßen, aßen, aßen, daß die Kellnerin, die Pepi, ein erjayedones — doch wie Thomas fand — noch immer „süßes Gesicht“ machte. Er zeichnete sie auch sofort, nur ähnlich wurde sie nicht, denn die beiden hatten entschieden zuviel gegessen. Ganz rund waren sie geworden in die Mitte ihres sonst so hageren Bergsteigerleibes. Die Handlung — so nannte Ernst wohl übermütig das Klaffen zwischen Hose und Hemd — war jetzt geschlossen, wie nach einem Neuschnee-fall. Aber der Durst wollte sich nicht löschen lassen. Da verschwand denn eine Birne, ein Apfel nach dem anderen, blaue Pfäulen und blaue Trauben, und bald lagen die stolzen Kirchturmbezwinger in den Stühlen, unfähig ein Glied zu rühren.

„Boa constrictor!“ sagte Thomas und warf den gotischen Spitzenturm der Pfarrkirche auf die Speisekarte. Ernst schrieb an Gelinef, daß sie noch in die Rosengartengruppen wollten, denn die Bajelettürme müßten fallen. Dann fand er ein paar gute Worte über Thomas Holzer, den Maler. Dabei besahlich ihn das Gefühl, als bernachlässige er den alten Freund, von dem er nun ein Jahr getrennt war. Und er setzte hinzu, ein wenig Nebenart: „Kommst du nicht auch?“ Wie sollte er kommen!

Die Freunde waren zum Marsch nicht fähig, denn seltsame Dinge begaben sich: sie wurden fahl und bleich und gelb und grün, jeder auf seinem Betrande in dem winzigen, letzten Zimmer, das im Greif noch zu haben gewesen. Bald stürzte dieser fort, bald jener, und wenn er wiederkehrte, warf er sich aufs Bett und schlief, bis zu angstvoll neuem Verschwinden. Wie leicht war dagegen die Schlußwand der Guglia, welch Kinderpiel der Ueberhang an der Torre di Sturm!

Drei Tage weilten sie im Greif. Man käfiger Stadtged schüttelte den Kopf über die Klettererschube, die freilich von scharfen Felsen zeugten, und nicht wenige Damen wandten die Augen von hart mitgenommenen Hosentüden. Die Pepi aber sprach, als sie die Hafersuppe brachte:

„Seht's, ihr Ladt, i hob's ja g'wuht!“

Da rafften sie sich auf. Leisteten sich aber doch den Stellwagen bis zum Karersee. Weingärten lagen rechts und links, Obstbäume standen fruchtbewegt auf dem Ager, Edelsteine mit gotischen Treppengiebeln und gestuppelten Fenstern auf halber Höhe. Von schroffen Felsen drohte die alte Burg Karneid. In der wilden Porphyrschlucht gen Welschnofen ward jede Felswand geprüft: „Kommst man dort wohl hinauf?“ Sie träumten nur von Kletterern. Die paar Mitfahrenden: eine Bozener Weinpauscherfrau mit „mindestens für zehn Kronen Glastischen“ auf dem Hut, wie Thomas sagte, und ein Brigener Seminarist, schienen gleichgültig, aber unterwegs stieg ein Bergführer auf. Kadratscher, so stand auf dem Führerzeichen, riet menschenfreundlich, die Bajelettürme nicht mit dem „Winkler“ zu beginnen, sondern mit dem Delagoturm.

Da kam der Latemar in Sicht über dem stillen, kleinen See, und als das Karerseehotel mit seinen rot und weiß, in den Tiroler Farben prangenden Balken hinter ihnen lag, schritten sie scharf aus, der Köhler Hutte zu.

In der Herbstmorgenfrische des anderen Tages war alle Magenstimmung überwunden. Sie kletterten zum Santnerpaß hinauf, immer beim Rückschauen den Blick auf das weite Tischland. In einer Rinne stiegen sie hinan, begleitet von abenteuerlichen Steinsäulen, scheinbar eben nur im Gleichgewicht, als könne ein Windhauch sie zum Stürzen bringen. Ueber Blöde und Schneereise ging der Weg im Schlunde: da ward es freier. Hundum lugten Felsenhäupter über das Geröll. Ernst sprang die Trimmerhalde hinan. Da rechts, unscheinbar von hier, die Laurinswand; dort geradeaus die Rosengartenspitze; und die Bajelettürme drohten den Kletterern entgegen.

Ernst sagte in der grenzenlosen Stille:

„Donner, Donner, Donnerwetter!“

Dann ließen sie sich auf die Felsen nieder und starrten hin auf zu den drei Gewaltigen mit ihren lotrechten Wänden, von Ranken durchziffen, als sei der Blitz wütend unter die herausfordernden Gesellen gefahren. Ernst nannte sie von links nach rechts:

„Delagoturm, Stabelerturm, Winklerturm!“

(Fortsetzung folgt.)

Landflüchtig

Stizze von Georg Eechenbach.

Ueber die Kämme der Baldkarpathen segt der Sturm; er jagt den Schnee gegen die Felsen, peitscht ihn zwischen die niedergebuckten Legföhren und türmt ihn zu hohen Wällen um den alten Unterstand.

Drinne kauert Martin Opitz, der Siebenbürger Sachse, neben der rauchenden Feuerstelle; auf der rostigen Drahtpfeife wälzt sich ein junges Weib im unruhigen Schlaf der Landflüchtigen. Fünf Tage heult schon der Nordsturm, hält die beiden einsamen Menschen gefangen, rettet sie aber auch vor den Verfolgern. Doch der Hunger droht und mit ihm Entbedung und Gefängnis.

Unbekümmert um die rumänische Fremdherrschaft hat Martin Opitz noch vor wenigen Tagen auf seinem Hof am Fuß des Petrosul Hochzeit gefeiert. Gleich danach brach das Verhängnis über ihn herein. Denn der rumänische Postenführer im Dorf, der auch um das junge Mädchen warb, wollte nicht von ihm lassen. Zwei Tage nach der Trauung stellte er die Frau des anderen zur Rede, riß die Widerstrebende an sich und wurde von Opitz überbracht. Der schlug ihn mit dem Stock nieder und warf ihn auf die Strafe.

Der Rumäne schleppte sich stöhnend ins Postenhaus, rief in der Kreisstadt um Hilfe, behauptete, Opitz habe ihn grundlos angegriffen. Verstoßen kam die alte Ruthenin, die im Dienstgebäude wirtschaftete, zum jungen Bauern und riet ihm zur Flucht: „Wenn er auch Deine Frau angegriffen hat, so wird man doch ihm und nicht Dir glauben. Du wärfst nicht der einzige, den sie unschuldig verurteilen.“

So schnürte Martin Opitz sein Bündel zur Flucht in die Berge, und sein junges Weib zog mit ihm; sie wollte nicht schuldlos dem Rumänen preisgegeben sein, den Gatten nicht allein in den Winter hinaus freisich lassen.

Drei Tage wanderten sie durch die Wälder, schliefen nachts in ständiger Furcht vor den Verfolgern. In einem einsamen Forsthaus im Bafertal klopfen sie an, um nach dem Weg zu fragen; mürrisch öffnete eine Frau, betrachtete die Fremden misstrauisch, flüsternte zu einem alten Mann in den Flur hinein: „Sind das nicht die beiden Deutschen vom Petrosul, die von der Polizei gesucht werden?“ Die Tür flog vor Opitz und seiner wegmüden Frau ins Schloß.

Wie gehetzt floh das Paar hinaus in die Waldhänge des Rotundul, hoffte über die Grenze nach Polen zu kommen. Als sie die alten Stellungen auf dem Bergkamm erreichten, konnte die Frau nicht weiter.

Da fand Opitz den alten Unterstand und suchte dort Zuflucht für die Nacht. Doch nun setzte der Schneesturm ein, der die beiden seit fünf Tagen gefangen hielt.

Jetzt gehen die Lebensmittel zur Neige, das letzte Stück Brot ist verzehret; der Mann muß hinunter zu Menschen, Brot und Speck kaufen. Am anderen Morgen will er aufbrechen, die Frau für zwei Tage allein im Unterstand lassen.

Da dreht sich in der Nacht der Wind; heulend und heiß kommt er aus dem Süden herauf, raß über die Kuppe, frißt tiefe Löcher in den Hebrigen Schnee, schüttelt die Last in schweren Klumpen von den Föhren und Tannen, läßt kleine, milchtrübe Sturzschneehänge zu Tal sprudeln.

Neun Stunden lang stapft Martin Opitz durch den nassen, schmelzenden Schnee hinunter zum Forsthaus am Steviara. Wieder begegnet er misstrauischen Blicken, doch schließlich füllt man ihm den Rucksack mit Lebensmitteln und gewährt ihm ein Nachtlager im Deuschuppen.

Am anderen Morgen sucht der Förster den Fremden mit Fragen aufzuhalten; da sieht der Landflüchtige die Fernspreckleitung, die sich das Tal herauf zum Forsthaus spannt, und gewinnt die Gewißheit, daß der Förster in ihm den Gesuchten erkannt hat und ihn den Landjägern in die Arme treiben will.

Eilig verläßt er das Haus, schlägt einen falschen Weg ein, um den Förster zu täuschen, und kehrt in weitem Bogen zum Bergkamm zurück.

Friedlich liegt um ihn die Einsamkeit der Berge, wolkenlos klar spannt sich über ihr der Himmel, und weit drüben im Süden schwimmt die weiße Fackel des Petrosul im blauen Aether; dort liegt die verlorene Heimat.

Da schreckt der Schritt eines Nagelschuhs den Landflüchtigen aus seinem Grubeln; auf dem Felsen fünfzig Meter über ihm taucht eine dunstige Uniform auf, harret ein verhasstes Gesicht zu ihm hinunter: Sein Feind, der Postenführer! Deutlich erkennt Opitz die weiße Stirnbinde unter dem spitzen Lodenhut. Da reißt der andere das Gewehr von der Schulter; klatschend fährt die Kugel neben dem Flüchtling in den Felsen; vier-, fünfmal bellt ein neuer Schuß auf. Aber alle verfehlen das Ziel.

Da reißt ein jäher Aufschrei den Verfolgten herum; er sieht den Rumänen straukeln und ins Leere stürzen; das Gewehr fällt polternd den Abhang hinunter, der Körper des Landjägers

schlägt gegen den Stamm einer Föhre, seine Hände krampfen sich um die Aeste; der Verfolger hängt über dem haushohen Abgrund.

Ein wilder Kampf tobt in der Brust des Flüchtling. Vor ihm liegt das Gewehr des Feindes; ein Schuß befreit ihn vom Verfolger, schafft ihm Rache und — macht ihm zum Mörder. Nein, nicht Mord, Nothwehr ist es, wenn er den Rumänen niederschleßt. Hart krallt sich seine Faust um den Kolben, der Finger fährt zum Abzug, ein Druck nur . . .

Da fällt ihm die Waffe aus der Hand; er kann nicht auf den Wehrlosen schießen. Er packt den Lauf und schlägt das Gewehr gegen den Felsen; krachend zersplittert der Kolben.

Zweifelnd blickt der Rumäne seinem Feind ins Gesicht, als der ihm nach Minuten von der Wand zusammengeknotete Riemen hinunterreicht. Erst zögert er, dann packt er den rettenden Halt und steht aufatmend neben dem Flüchtling: „Warum das? Warum hast Du mich nicht erschossen, warum hast Du mich gerettet?“ — „Ich konnte nicht einen Wehrlosen töten.“

Lange steht der Rumäne stumm. Dann reißt er sein Buch aus der Tasche, wirft mit fliegender Hand drei Zeilen aufs Papier: „Da, bring das dem Kommandeur in Sgala. Ich habe ein Unrecht an Dir guthumachen.“

Der Siebenbürger liest: „Ich habe eine falsche Meldung erstattet. Martin Opitz ist unschuldig, denn ich habe die Frau angegriffen.“ — Da reißt der Sachse dem Feind die Hand; der Rumäne erwidert den festen Druck, dann steigt er ins Ceremostal hinunter, um jenseits der Grenze ein neues Leben zu beginnen.

Kuriose Geschichten

Königsbesuche in der Dase, Siva.

Mitten in der Sibirischen Wüste, sechshundert Kilometer westlich der nächsten Siedelung im Mittel, liegt die Dase Siva. Im Altertum war sie ihres Ammon-Orakels wegen berühmt und wurde deshalb auch von Alexander dem Großen gelegentlich der Eroberung Aegyptens im Jahre 331 v. Chr. aufgesucht. Seitdem geriet die Dase in Vergessenheit. Jahrhundertlang wurde sie von keinem Fremden betreten und nie wieder von einem gebrönten Haupt besucht. Jetzt, nach 2900 Jahren, soll Siva wieder die seltene Freude königlichen Besuchs erleben. Der König von Aegypten wird im Mai dieses Jahres den zu seinem Reichthum gehörenden weltfernen Palmenhain besichtigen.

Amliche Geisterbeschwörung.

Vor Jahren stand auf einem dem Fiskus gehörenden Grundstück in Tokio das Grabmal des Taira Masafado, eines japanischen Staatsmannes aus alter Zeit. Das Erdbeben des Jahres 1923 zerstörte das Mausoleum vollständig, und an seiner Stelle wurde kürzlich das neue Gebäude des Finanzministeriums und der Hauptfeuerverwaltung errichtet. Kaum war der Bruchbau von den Behörden bezogen worden, da starb unerwartet und im besten Alter der Finanzminister. Ihm folgten innerhalb weniger Monate zwölf höhere Beamte im Tode nach. Diese häufigen Sterbefälle unter Leuten, die sonst ihrer geruhigen Tätigkeit wegen ein hohes Alter zu erreichen pflegten, verletzten die Beamtenschaft derartig in Angst und Aufregung, daß niemand mehr das Gebäude ohne Schaudern betrat. Es verbreitete sich das Gerücht, der alte Taira Masafado nehme Rache an den Beamten, weil sie die Stätte seines einstigen Grabmals durch ihre Schube entweihten. Eine japanische Sitte verbietet nämlich streng das Betreten von Tempeln, Grabstätten oder fremden Wohnungen mit Schuhen an den Füßen. Der Besucher muß die gewöhnliche Fußbekleidung ausziehen und in bereitstehende Filzpantoffel schlüpfen. Weil nun das japanische Finanzministerium zu modern ist, um sein Beamtenheer auf Filzsohlen schleichen zu lassen, ordnete der Minister die amtliche Beschwörung der nachsüchtigen Seele an. Zwei hohe buddhistische Priester haben diese feierliche Handlung vorgenommen und den Geist des Taira Masafado gebeten, sich eine andere letzte Ansehätte zu suchen.

Stimmen, die nicht sterben?

Ingenieure der Marconi-Gesellschaft stellten durch Versuche die interessante Tatsache fest, daß sie mit den ihnen zur Verfügung stehenden Apparaten ein durch Rundfunk verbreitetes Musik- oder Gesangsstück auffangen konnten, nachdem die Wellen bereits dreimal den Weg um die Erde zurückgelegt hatten. Diese Feststellung löste die Frage aus, ob Schallwellen jemals ganz verschwänden. Nach dem Gesetz von der Erhaltung der Energie dürfte dies nicht geschehen. Es müßte also mit ungeheurer feinen, empfindlichen Instrumenten beispielsweise möglich sein, nach vielen Jahren noch die Schallwellen hörbar zu machen, die jetzt durch den Aether schwirren. Welch reizvoller Gedanke, wenn es uns gelänge, aus dem Aetherraum die unergleichen Stimme Carusos an unser Ohr zu zaubern, die Stimmen der uralten Vorgänger heraufzubeschwören, Vieder, die vor Hunderten von Jahren erklangen . . .

Die ewige Glühbirne.

Schotten sind sehr sparsam — um nicht zu sagen: geizig. In einem Glasgower Theater sollte die gesamte elektrische Einrichtung überholt werden. Die Elektrotechniker stießen dabei auf eine elektrische Leitung, deren Fortsetzung sie zuerst nicht finden konnten. Schließlich kam man vor eine verschlossene Tür, die aufgebrochen werden mußte. Dahinter lag ein Raum, von dessen Vorhandensein niemand Kenntnis hatte. Dem Kalender nach, der in dem Zimmer hing, war es seit 1906 nicht mehr bewohnt worden. Dafür aber brannte eine elektrische Lampe im Zimmer! Bei dem Gedanken an den ungeheuren Stromverbrauch, den die Lampe in den zweiundzwanzig Jahren zu verzeichnen hatte, fiel der Theaterdirektor, ein Schotte, in Ohnmacht!

*

Zahnenflüchtig aus Angst vor der Liebe.

Franz Erler war mit seinen 23 Jahren ein wackerer Alpenjäger in der 2. Maschinengewehrkompanie des 10. Regiments in Graz. Da er ein schmales Neuzehere hatte und obendrein als Koch in der Bataillonsküche beschäftigt wurde, brauchte man sich nicht zu wundern, daß die Grazer Mägdelein ihm gewogen waren. Das wurde ihm zum Verhängnis, er desertierte — aus Liebe. Nun, daß ein Soldat über den Zapfen strich oder gar zahnenflüchtig wurde, weil er sich von seinem holden Lieb nicht trennen konnte, soll sogar schon in Vorkriegszeiten bei den Preußen vorgekommen sein, und die nahmen es wahrlich mit der Manneszucht genau. Beim unglücklichen Franz Erler lag aber die Sache anders. Er entzog sich dem Dienste nicht wegen seiner Liebe zu einem Mädchen, sondern wegen dessen allzu großer Anhänglichkeit an ihn. Er war seiner überdrüssig geworden, angeblich weil es in schlechtem Ruf stand und ihn ausbeutete, und hatte mit ihr gebrochen. Die Maid ließ ihn aber nicht in Ruhe und „stellte ihm nach“, so oft er die Kaserne verließ. Da entfiel ihm schließlich der Mut — den er ja nur in „allen Dienstobliegenheiten“ zu zeigen verpflichtet war —, er nahm Urlaub und kehrte nicht wieder zur Truppe zurück. Das Gericht brachte das nötige Verständnis für die Zwangslage der verfolgten Inskuld nicht auf und verurteilte den bald wieder eingebrachten Alpenjäger zu zwei Monaten Kerker. Diese zwei Monate hat er nun wenigstens Ruhe vor seiner verlassen „Braut“.

*

Die doppelte Grundbucheintragung.

Vor dem ersten schlesischen Krieg erwarb ein Böhme namens Placet ein Grundstück bei Mährisch-Ostrau, das unmittelbar am rechten Oberufer lag. Kurz danach veränderte der Fluß seinen Lauf, überflutete eine Teilung den Besitz des Placet und grub sich dann östlich davon ein neues Bett. So geriet das Grundstück nun auf das linke Ufer und kam nach dem Frieden von Breslau an Preußen. Der Besitzer kümmerte sich nicht mehr um das Land, obwohl es im Grundbuch von Mährisch-Ostrau auf seinen Namen eingetragen blieb und er sowie seine Nachkommen dafür Steuern bezahlen mußten. Vor etwa fünfundsiebzig Jahren beantragte ein Bürger aus Hultschin, dessen Besitz das ehemalige Grundstück des Placet umschloß, die Eintragung des herrenlosen Landes auf seinen Namen. Das preussische Amt gab, nachdem niemand Einwendungen erhoben hatte, dem Gesuch statt. So war das Grundstück sowohl in Mährisch-Ostrau als auch in Hultschin im Grundbuch eingetragen. Nach dem Kriege fiel der Besitz mit dem Hultschiner Ländchen an Böhmen, doch das tschechische Finanzamt entdeckte nicht, daß für denselben Besitz doppelte Steuern bezahlt wurden. Kürzlich erst fand ein staatlicher Landmesser, daß der Grundbesitz der Erben Placet kleiner war als im Grundbuch angegeben. Weitere Nachprüfungen ergaben die doppelte Eintragung des fraglichen Grundstücks. Daraufhin klagten die Erben Placet auf Herausgabe des vorväterlichen Besitzes. Das Gericht sprach ihnen das Land zu, weil seit der Eintragung des Grundstücks im preussischen Grundbuch noch keine dreißig Jahre — die zur rechtmäßigen Erbsitzung vorgeschriebene Frist — verstrichen waren.

Die tägliche Frage

Frage: Alle aus Ostindien, Siam, den Sundainseln usw. zurückkehrenden Reisenden bezeichnen die Dschungeln als das gefährlichste Gebiet für Europäer. Was versteht man unter Dschungel?

Antwort: Das aus der persischen Sprache stammende Wort Dschungel (Dschangal) bedeutet eigentlich bloß Wald. Die Europäer verstehen aber unter diesem Worte ein auf sumpfigem Boden wachsendes Buschwerk oder Schildkrötenwald. Solche Dschungeln finden sich besonders häufig am Fuße des Himalajagebirges. Diese mit Säckling- und Kletterpflanzen fast undurchdringlich erfüllten Dickichte sind nicht nur Schlupfwinkel für das große Hautwild (Tiger, Leoparden usw.), sondern auch für Schlangen und viele giftige Insektenarten. Die feuchtwarmluft und die den Sumpfen entströmenden Miasmen machen die Dschungeln außerdem zu den gefährlichsten Fiebergegenden.

Das neue Buch

Lebenserscheinungen der Käfer. Von Professor Dr. G. v. Lengerken. In Sammlung Wissenschaft und Bildung. Gebunden M. 1.80. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

„Sammelt biologische Tatsachen! Dem aus unzähligen Steinchen setzt sich das große Mosaikbild vom Leben der Organismen zusammen.“ In diesem beherzigenswerten Aufruf faßt der Berliner Zoologe die wichtigste Aufgabe der Naturfreunde und Käferkammerer zusammen und schenkt ihnen mit seinem Bändchen zugleich ein sichtbares Zeichen für den Lohn eifriger Sammeltätigkeit, das das Herz jedes Naturfreundes höher schlagen lassen muß. Eine Fülle hochinteressanter biologischer Erscheinungen aus der Welt der Käfer ist hier von einem Meister der Naturbeobachtung und Naturbeschreibung zusammengetragen. Man ist erstaunt über die mannigfaltigen Lebenserscheinungen des riesigen Käferheeres, das in schätzungsweise 25 Millionen Arten über die ganze Erde verbreitet und erst zu einem Schätzel auch nur annähernd ausführlich beschrieben worden sind. Schon aus diesen Ziffern ergibt sich, wie viel auf dem Gebiet der Käferbeobachtung noch zu tun übrig bleibt, so daß jeder Naturfreund in der Lage ist, zu seinem Teil an der Vervollständigung der Fortschritte beizutragen. Indem er zeigt, wie interessant und oft überraschend die Ergebnisse eingehender Beobachtung sind, reizt Verfasser seine Leser, sich dem Studium dieser „Lebenserscheinungen“ zu widmen. Bei diesem wird Professor Lengerkens Bändchen die besten Dienste leisten, da es in knapper, klarer Uebersicht über alles das unterrichtet, was die Beobachtung bisher an Erfahrungen und Kenntnissen beigetragen hat. Als eine sehr eingehende Monographie über die Lebenserscheinungen der Käfer wird das Bändchen auch allen denen, die sich einen raschen Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft von den Koleopteren verschaffen wollen, sehr viel Neues bieten.

Abriß der geistigen Entwicklung des Kindes. Von Prof. A. Bühler. In Sammlung Wissenschaft und Bildung. Geb. M. 1.80. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Mit sichtlich wachsendem Interesse werden die Ergebnisse der Jugendpsychologie auch von den weitesten Kreisen verfolgt, seit sich die Erkenntnis Bahn gebrochen hat, daß unsere gesamte Jugenderziehung ein Verständnis der seelischen Entwicklung und des seelischen Eigenlebens der heranwachsenden Menschen zur Voraussetzung hat. Das Bestreben, das Veräumte nachzuholen, prägt sich in der starken Nachfrage nach guten und zuverlässigen Anleitungen zum Verständnis der geistigen Entwicklung des Kindes am sichtbarsten aus. So kann von Büchlers trefflichen Bänden bereits das 11. bis 15. Tausend ausgegeben werden, das in allen Einzelheiten noch verbessert ist. Wir möchten das kleine Buch allen unseren Lesern empfehlen, die sich für die Psyche des Kindes interessieren. Denn der Verfasser hat es vorbildlich verstanden, auf knappem Raum in leichtverständlicher Art reiche Einblicke in das geistige und körperliche Werden des Kindes zu gewähren. Er verfolgt die ersten geistigen Regungen, die Entwicklung der Sprache und der Wahrnehmungen, des Zeichnens und Denkens und der Erinnerung und Phantasie des Kindes, scharf den Blick des Beobachtenden und lehrt ihn, vieles zu verstehen, was sonst als Einzelercheinung unerklärt bleiben würde.

Handbuch der Musikwissenschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Bücken. Mit etwa 1200 Abbildungen in Doppeltendruck, etwa 1300 Notenbeispielen und vielen zum Teil farbigen Tafeln. In Lieferungen zu je 2,30 M. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark-Boisdam. — Die Lieferungen 5 bis 8 des „Handbuchs der Musikwissenschaft“ sind erschienen. Sie halten ihrem äußeren und inneren Werte nach vollkommen, was die ersten Hefte versprochen hatten. Text, Illustrationen und Notenbeispiele ergänzen sich in vorbildlicher Weise und verschaffen dadurch ein übersichtliches Bild der musikalischen Kultur. Fast möchte man behaupten, daß die Fülle wertvollen Bildmaterials und der Schatz an Notenbeispielen noch vergrößert worden ist. Der Versuch, wissenschaftliche Zuverlässigkeit mit lebendiger fesselnder Schreibweise zu verbinden, scheint glänzend gelungen. Verdienstlich ist, daß die Zusammenfassung aller Erscheinungen auf diesem Gebiete aus sachkundiger Feder bisher fehlte. Merxmann ist in seinen Ausführungen jetzt bis zu Strauss, Neger und Mahler gediehen. Auch die Schilderungen der Musik des Skotos und der Klassik sind bis zum Berliner und Wiener Lied vorgebracht. Der uns Hallenser besonders interessierende Johann Friedrich Reichardt findet hier seine Würdigung. Zahlreiche Literaturangaben schließen die 8. Lieferung ab. Ohne jeden Zweifel wird das ganze Werk sowohl für den Wissenschaftler wie für den Musikfreund ein unentbehrlicher Besitz werden.

Zu beziehen durch die Buchhandlung des Waisenhauses, Halle.